

Stadtentwicklung in Deutschland und in Indien

Vortrag vor der Deutsch-Indischen Gesellschaft zu Freiburg
anlässlich ihres 50-jährigen Jubiläums am 26. Oktober 2013 (Auszug)

Hans-Joachim Kiderlen

Georg Heym schrieb 1910 das Gedicht *Der Gott der Stadt*. Hier einige Verse daraus:

„Auf einem Häuserblocke sitzt er breit,
die Wolken lagern schwarz um seine Stirn.
Er schaut voll Wut wo fern in Einsamkeit
die letzten Häuser in das Land verirren.

Vom Abend glänzt der rote Bauch dem Baal,
die großen Städte knien um ihn her.
Der Kirchenglocken ungeheure Zahl
Wogt auf zu ihm aus schwarzer Türme Meer.

Wie Korybanten-Tanz dröhnt die Musik
Der Millionen durch die Straßen laut.
Der Schlotte Rauch, die Wolken der Fabrik
Ziehn auf zu ihm wie Duft von Weihrauch blaut.

Heym hatte, als er sein Gedicht kurz vor dem Ersten Weltkrieg schrieb, wohl Berlin vor Augen, das in den Jahren seit dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 enorm gewachsen war – von einer großen Residenzstadt mit etwa einer halben Million Einwohnern zu einer von Mietskasernen und Fabriken dominierten Industriestadt mit an die vier Millionen Bewohnern. Diese atemberaubende Entwicklung zeichnet Heym in seinem Gedicht nach. Die moderne Großstadt erscheint Heym als ein befremdliches Phänomen. Heym sieht die neue Stadt wie den Feuertempel eines fremden, dem Menschen als Unterdrücker begegnenden Gottes – Baal, das ist ja im Alten Testament der Inbegriff des falschen Gottes, eines Gottes der Versklavung, im Gegensatz zum jüdischen Gott, der sein Volk aus der Knechtschaft befreit. Ohne klassenkämpferische Akzente zu setzen, wirft Heym den neuen Millionenstädten seiner Zeit vor, die Menschen zu Arbeiterheeren zu erniedrigen, die aus engen Massenquartieren kommen und den Maschinen und den Feuern der Hochöfen dienen. Der berühmte Film von Fritz Lang, *Metropolis*, etwa zur selben Zeit gedreht, kommt uns in den Sinn.

Jetzt läge es natürlich nahe zu fragen, was für ein Gedicht Georg Heym denn wohl angesichts einer indischen Stadt von heute mit 10 oder 20 Millionen Einwohnern

geschrieben hätte. Wäre sein Gott dieser Stadt einfach noch größer, noch schrecklicher ausgefallen? Oder hätten dem Dichter die Worte gefehlt im Blick auf die Menschenmassen, den unregelmäßigen Verkehr, die Slums, die offenen Abwasserkanäle und die im Gewühl auftauchenden alten Tempel und Paläste, verwitterte Zeugen früherer Zeiten, und die kaum noch erkennbaren Gärten? Hat Günther Grass die richtigen Worte gefunden, als er vor einigen Jahren sein schmales Buch über sein Kalkutta-Erlebnis schrieb? – Wir sollten aber besser nicht Georg Heym oder Günther Grass nach einem Gedicht über Bombay und Kalkutta, Madras oder Delhi fragen, sondern einen indischen Dichter, der seine Stadt und ihre Geschichte kennt und aus diesem Wissen und Fühlen heraus über Bruch und Kontinuität schreiben kann. Der Titel *Der Gott der Stadt* könnte vielleicht bleiben, haben doch die indischen Städte von alters her ihre bevorzugten Götter.

Wo Heym vor allem den in der modernen deutschen Großstadt entstandenen Bruch sah mit der Vergangenheit, den Götzen, zu dem die Stadt geworden war, die Kirchenglocken hörte, die zum Dienst des „Baal“ rufen, hätte da der indische Dichter vielleicht mehr Kontinuität gesehen? Würde der indische Dichter angesichts von Chennai, Bangalore und Delhi heute vielleicht gar keinen besonderen Grund sehen, sich in einem aufgeregten Gedicht zum Wandel der Stadt in Indien zu äußern und in diesem Zusammenhang von einem Verlust des Glaubens und der Menschlichkeit zu sprechen wie Georg Heym in seinem Gedicht? War es in den großen indischen Städten nicht immer schon so zugegangen, dass ungeordnet anmutende Massen um einige Anziehungspunkte brandeten, den Tempel, den Palast und den Markt – und neuerdings das Krankenhaus? Ich bin in der indischen Literatur nicht sehr bewandert, aber ich kann mir schon denken, dass es ein Gedicht wie das vor hundert Jahren in Deutschland geschriebene von Georg Heym im heutigen Indien geben müsste, das Erschrecken ausdrückt vor der Entwicklung der indischen Großstadt heute. Jedenfalls gibt es indische Filme, die die Abgründe des Lebens insbesondere in den Slums der Großstädte abbilden, dort aber auch ganz neue und positive Entwicklungen

Basar vor der Wazir Khan Moschee um 1889 im damals indischen Lahore, circa 30 Jahre nach Ende des Mogulreiches. Ein Bild des amerikanischen Malers Edwin Lord Weeks.



des Zusammenlebens der Menschen entdecken. Wo würde der indische Dichter die Brüche sehen, und wie würde er sie beschreiben?

In Ausrichtung auf den Palast

Wenn er an die Vergangenheit der indischen Stadtkultur denkt, dann würde ihm keineswegs in erster Linie ein Bild ewigen Durcheinanders, um einige Pole der Ordnung wirbelnd, vor Augen kommen. Nicht unähnlich dem deutschen Dichter würde er eher an ein geordnetes Stadtwesen denken, mit Durchgangsstraßen, Plätzen und Nebenstraßen, von unterschiedlichen Gewerben bestimmten Stadtvierteln und natürlich mit Palästen, Tempeln, Moscheen und großen Gärten. Ein von einer deutschen Forschergruppe vor einigen Jahren aufgezeichneter Plan Delhis in der ausgehenden Mogul-Zeit zeigt sehr gut diese Ordnung. Das Grundmuster einer Mogul-Stadt, wie Alt-Delhi oder Lucknow, unterscheidet sich von der Anlage einer Stadt hinduistischer Bautradition und Prägung wie zum Beispiel Jhansi oder die Tempelstädte Haridwar, Ayodhya oder Benares. Aber ein gemeinsamer Zug ist doch die Ausrichtung auf den Herrscher der Stadt, ihren Erhalter und letztlich über lange Zeit den Hauptarbeitgeber, und seinen Palast oder eben den Tempel, und die Aufteilung in unterschiedliche Handwerkerbezirke und Märkte.

Das Element, das seit dem Hochmittelalter und der Renaissance die deutschen und europäischen Städte immer mehr bestimmte und voranbrachte, nämlich das nach Selbstständigkeit strebende Bürgertum, fehlte in den indischen Städten des 16. bis 18. Jahrhunderts allerdings weitgehend. Handwerker und Kaufleute blieben zu stark auf die überkommene, die Gesellschaft spaltende Kastenordnung bezogen, um gegenüber dem Herrscher einen Anspruch auf städtische Selbstverwaltung zu erheben und durchzusetzen. Die mehr oder weniger stolze Bürgerstadt, die in Deutschland und in Europa den Übergang von der festgefühten Ordnung des Mittelalters zu neuen, auf dem Freiheitsstreben des Einzelnen beruhende Gesellschafts- und Regierungsformen und auch zu wirksamen Formen

des Wirtschaftens ermöglichte, gab es in Indien so nicht. Erst unter wachsendem europäischem Einfluss und dann mit der britischen Kolonialherrschaft wurden ansatzweise Strukturelemente der europäischen Stadt zu Teilen des äußeren und inneren Aufbaus und des Selbstbewusstseins indischer Städte. Zu denken ist hier an die Stadtplanungen Jaipurs, Mysores und später auch Chandigarhs. Die von Großbritannien bestimmten Stadtentwicklungen vollzogen sich großenteils außerhalb der alten Fürstensitze und kamen Neugründungen gleich – Kalkutta, Bombay, Madras und letztlich auch Neu-Delhi.

Die heutige indische Stadtplanung steht deutlich in der Tradition umfangreicher britischer Stadtplanungen, angefangen mit Kalkutta und Luytens großzügiger Planung des neuen Delhi zu Anfang des letzten Jahrhunderts. Dafür steht in Delhi bis heute auch die *School of Architecture and Urban Planning*. Vermutlich aber würde unser indischer Dichter, wenn er geordnetes Altes dem unübersichtlichen Neuen gegenüber stellen will, in erster Linie an die Gärten in den Städten des Mogul-Reichs denken mit ihren Springbrunnen, Pavillons und hohen Bäumen wie im Schalimar-Garten in Lahore und bei den Palastgärten in Alt-Delhi. Sicher würde Trauer über den Verlust vergangener Schönheit unseren indischen Dichter erfassen. Dabei würde er vielleicht vergessen, dass die heute, zumindest in Delhi, vor Schmutz und wilder Bebauung kaum noch erkennbaren Gärten der Mogul-Zeit damals keineswegs für alle zugängliche Bürgerparks waren, vielmehr eher das Ziel unerfüllter Sehnsüchte der Stadtbewohner. Als das Werk eines fremden unterdrückerischen Gottes würde der indische Dichter die Slum durchzogenen, zugleich an ihren Rändern von riesigen Platten-



Mumbai, die Stadt der Gegensätze – Slums und moderne Hochhäuser Seite an Seite

Bild: Bo Kage Carlson

und der relativen Freiheit der Mächtigen und Wohlhabenden, die als erste vom Land in die Städte zogen, ist in Indien nie konstruktiv angegangen worden. Entwicklungskräfte konnten deshalb nicht in gleichem Umfang freigesetzt werden wie in der deutschen und europäischen Stadtkultur. Als zu Ende des 19. und im 20. Jahrhundert zuerst in Europa und dann in Indien Industrialisierung und Landflucht die überkommenen Formen der Städte sprengten und Georg Heym in Deutschland sein Gedicht schrieb, konnten die Brüche in Europa leichter auf einen Weg des Ausgleichs gebracht werden.

In Indien dagegen fanden die Gegensätze und Spannungen – unter größerem Bevölkerungsdruck – zunächst keinen Raum sich zu artikulieren und zu konstituieren, um geregelte Wege des Ausgleichs zu finden. Während die heutige deutsche Großstadt – an Zahlen viel kleiner als die indischen Megastädte – ihre Form und innere Struktur zum Teil behalten, zum Teil neu gefunden hat, erscheint die neue indische Großstadt noch weitgehend ungebündelt von außen und unstrukturiert von innen.

bausiedlungen überschatteten heutigen indischen Millionenstädte wohl nicht sehen.

Die indische Großstadt – ungebündelt

Zweierlei ist vorstellbar: Unser indischer Dichter könnte einen sozialreformerischen Protest äußern gegen die Armut der Massen und ihre mangelnde Teilhabe an den Angelegenheiten der Stadt, in der sie leben, und zum Beispiel gegen die zunehmende Entfremdung der kleinen Gewerbetreibenden und Handwerker – immer noch das Rückgrat der indischen Stadt – und gegen das Umsichgreifen einer von den Bedürfnissen der andern losgelösten Kultur der Reichen mit Shopping-Malls und besonders gesicherten eigenen Wohnvierteln. Und er könnte sich auch mit seinem Dichterauge auf die Suche nach schon entstehendem Neuem machen, vielleicht Vielversprechendem am unteren Ende der indischen städtischen Gesellschaft, namentlich in den Slums. Dort in der Tat könnte sich etwas herausbilden, was der indischen Stadt traditionell fehlt, ein Bewusstsein der Zusammengehörigkeit über überkommene Kasten- und ethnischen Grenzen hinweg. Daraus kann sich auch die Bereitschaft ergeben, das Notwendige gegen Widerstände und Gleichgültigkeit der Bürokratie, gegen Korruption und Ausbeutung, selbst und gemeinsam zu tun!

Der Unterschied und das Gefälle zwischen Stadt und Land, zwischen auch in Indien traditionell gegebener größerer Unfreiheit des dörflichen Lebens und relativer Freiheit der Stadt und, unabhängig von Stadt oder Land, zwischen den Abhängigkeiten der Mehrheit der Bevölkerung

Zum Autor

Der frühere Magdeburger Konsistorialpräsident und heutige Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Georgien, Hans-Joachim Kiderlen, ist Theologe und Jurist. Die längste Zeit seiner beruflichen Laufbahn war er im Auswärtigen Dienst tätig. Zu den Stationen des Diplomaten gehörten Togo, Pakistan, Indien und Usbekistan. Von 1990 bis 1994 leitete er das Brüsseler Verbindungsbüro der Evangelischen Kirche in Deutschland.

